Organisation und Persönlichkeit.

Von **Oskar A. H. Schmitz.**

Die wesentlichste geistige Selbsterkenntnis unserer Generation bezog sich auf die Entdeckung, daß der während des 19. Jahrhunderts viel gepriesene Fortschritt nichts weiter ist, als eine Mechanisierung des Lebens auf Kosten der persönlichen Werte, war doch schon der Ausdruck Fortschritt selbst der Mechanik entnommen. Das Leben kennt keinen Fortschritt, nur Entwicklung. Mehrere Denker unserer Tage betonten den Gegensatz zwischen Person und Sache, Verpersönlichung und Versachlichung des Lebens. Der Sehnsuchtsschrei nach Persönlichkeit war aus der persönlichen Verarmung geboren, zu der die übertriebene Sachlichkeit geführt hatte. Ein erschreckender Mangel an Persönlichkeiten auf allen Gebieten machte sich gegenüber den bewunderungswürdigen Gruppen- und Gesamtleistungen fühlbar. Die fürchterlichste Steigerung jener Mechanisierung war wohl das amerikanische sogenannte Taylorsystem, das in dem längst zum Gegenstand hinabgesunkenen Arbeiter nur noch ein Maschinenteilchen sehen wollte, bestimmt, mit Vermeidung aller unnötigen Reibung an der richtigen Stelle seine Höchstleistung hervorzubringen. Menschenfreundliche Verteidiger dieses Systems machen wohl mit Recht darauf aufmerksam, daß dies dem Arbeiter selbst in gewisser Hinsicht zugute komme, indem er dadurch nämlich möglichst arbeitskräftig, d. h. gesund und zufrieden erhalten werde. Das mag sein. Das folgerichtige Taylorsystem ist vielleicht erträglicher als die planlose Ausbeutung, der Raubbau mit Menschenkraft. Das Fürchterliche an ihm ist nur die zugestandene Versachlichung — Entpersönlichung seelenbegabter Menschenwesen.

Wo der Deutsche das Leben mechanisierte, tat er es mit der gewohnten Gründlichkeit, und obgleich das System nicht von Ost „ihm staunte, wandte er es da, wo er es überhaupt annahm, vielleicht folgerichtiger an als Engländer und Franzosen. Trotzdem war das deutsche Leben im ganzen viel weniger mechanisiert, als das der Westvölker, da sich diesem Vorgang derjenige Teil des deutschen Wesens entzogen hatte, der es von der Art der Westvölker grundlegend bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit unterscheidet.

Aus jenem anderen von der Mechanisierung noch nicht erfaßten Teil des deutschen Wesens ist nun seit Ausbruch des Krieges etwas Neues, auch von den Feinden bereits als Begriff Anerkanntes und Nachgeahmtes hervorgegangen: die Organisierung. Im Gegensatz zur Mechanisierung folgt sie nicht den Gesetzen des toten Stoffs, sondern der entwicklungsfähigen lebendigen Natur. Ihr Wesen ist nicht, das Persönliche zugunsten des Ganzen mechanisch abzuschleifen oder gar zu unterdrücken, sondern es in dem Großen, Ganzen an die geeignete Stelle zu setzen, damit es, während es sich selbst erfüllt, der Gemeinschaft dient. An Stelle der Abschleifung tritt Abstufung, an Stelle der Einförmigkeit Vielgestaltigkeit.

Wenn trotzdem von Schwarzsehern noch bisweilen prophezeit wird, wir gingen einer Art Ameisen- oder Bienenstaat entgegen, so läßt sich der Irrtum nur dadurch erklären, daß sich sehr viele, ja die meisten unserer Einrichtungen noch nicht vollständig vom Mechanismus zum Organismus umgewandelt haben. Die meisten stehen noch im Uebergang. Betrachten wir einmal den heute wichtigsten aller unserer Betriebe, den militärischen. Es ist klar, daß bei den ungeheuren Menschenmassen, die hier zu einem Heer gegliedert und abgestuft werden sollen, zunächst ein gewisser Mechanismus, das sogenannte Schema F, vorherrschen muß, aber wohl noch niemals ist es beim preußisch-deutschen Militär weniger schematisch hergegangen als in diesem Krieg. Freilich, Menschen der verschiedensten Altersstufen, Berufsklassen, Bildungsgrade und Gesundheitszustände müssen sich einmal gleichmäßig zu einer bestimmten Stunde des Tages irgendwo dem Arzt vorstellen. Damit aber ist der Schematismus erfüllt. Im selben Augenblick beginnt er sich bereits zu differenzieren, zunächst noch in groben Linien, um schnell einmal eine zunächst bedingt gültige Einteilung der Menschenmassen in verschiedene Tauglichkeitsgrade zu gewinnen. Sind aber die Betreffenden erst eingezogen, so beginnt schon nach einigen Tagen ein Ausleseverfahren, denn noch niemals war ein Heer mehr auf die höchst verschiedenartigen Veranlagungen und Fähigkeiten seiner Mitglieder angewiesen als dieses Mal. Wer im bürgerlichen Beruf irgend etwas besonders gut verstand, wird in überraschend vielen Fällen Gelegenheit haben, dies in der Uniform bald weiter, wenn auch unter veränderten Umständen, ausüben zu können. Jedenfalls besteht die unverkennbare Absicht, alle Kräfte tunlichst zu verwerten und, wo es nicht dazu kommt, so liegt es eben daran, daß das Heer vor noch nie dagewesenen Bedingungen steht und nicht im Handumdrehen den Schritt vom Mechanismus zum vollkommen ausgebauten Organismus machen kann.

Auf alle Fälle wird aber dieser Weg nach dem Frieden weiter begangen werden; der Begriff Untauglichkeit soll fast ganz verschwinden, und jeder dürfte dann nach einer wohlbedachten allmählichen Auslese in einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Weise in einem mehr oder weniger festen Verhältnis zur Wehrmacht stehen. Dies aber wird keine Härte sein, sondern es wird vielmehr die Härte vermieden, daß künftighin im Kriegsfall Menschen, die ihr Leben lang keine Kaserne betreten haben, mit bereits angegrauten Haaren zunächst einmal dem unvermeidlichen Schema unterworfen werden müssen, bis sich die Auslese vollzogen hat, die heute noch manchen übersieht.

Auch in dem bürgerlichen Leben konnte man ähnliche Entwicklungen vom Mechanismus zum Organismus schon vor dem Krieg erkennen, obwohl noch das Schlagwort des 19. Jahrhunderts: allgemeine Gleichheit herrschte. Die französische Revolution suchte an Stelle der allgemeinen Rechtlosigkeit die allgemeine Gleichberechtigung zu stellen. So wurde das 19. Jahrhundert eine vielleicht unvermeidliche Uebergangszeit, bis man erkannte, daß Gleichberechtigung der Ungleichen die höchste Ungerechtigkeit darstellt. Das 20. Jahrhundert scheint einen Schritt weitergehen zu wollen, von der allgemeinen Gleichberechtigung der Ungleichen zu der grundsätzlichen Verschiedenberechtigung der Verschiedenen, womit natürlich auch eine verschiedene Verpflichtung verbunden sein wird. Das Wort „Demokratie" ist schon seiner Bedeutung nach (Herrschaft der Menge) ein Unsinn. Kein Verständiger kann etwas anderes als eine Aristokratie, d. i. Herrschaft der Besten, wünschen. Uneinigkeit kann nur darüber bestehen, wer die Besten (aristoi) sind und wie man sie findet.

Das soziale Leben des 19. Jahrhunderts war in allen Staaten Bürgerkrieg. Die Ungleichen kämpften um Gleichberechtigung, und da trotz den sozialsten Gesetzen die Wirklichkeit immer wieder Ungleichheit der Verschiedenen, wenn auch gehemmt, zum Ausdruck brachte, konnte dieser Bürgerkrieg kein Ende finden. Haß, Mißgunst, Verhetzung, Härte, Lieblosigkeit zeichnete in allen Ländern die politischen Kämpfe aus. Die allgemeine Brüderlichkeit ist nun einmal kein politischer, sondern ein Begriff der persönlichen Sittlichkeit. Immer werden Gruppen gegen einander kämpfen. Die Menschheit ist uns, wie sich in allen ernsten Augenblicken zeigt, weniger als das Vaterland, der Nächste an sich weniger, als der Genosse irgendeiner engeren Gemeinschaft. Abschluß der Gruppen gegeneinander wird also immer das Wesen des politischen Lebens sein, nur ist die Frage, ob die Gruppen mehr das betonen, was ihre Mitglieder untereinander verbindet oder aber, was sie von den anderen absondert. Nun waren im 19. Jahrhundert die Gruppenbildungen so unglücklich, daß sie weniger von gemeinsamer Liebe als vom gemeinsamen Haß erfüllt waren. Nicht die gemeinsame Arbeit in demselben Unternehmen verband die Menschen zu einer Gruppe gegenüber anderen Unternehmungen, sondern die Handarbeiter der verschiedenen Unternehmungen hielten zusammen gegen die Leiter derselben Unternehmungen. Statt mannigfaltiger Längsschnitte gab es einen furchtbaren Querschnitt, der durch alle Unternehmungen hindurchging und eine durch Klassenhaß gebildete Kluft hervorrief. So hatte jeder den Feind im eigenen Hause oder lebte wenigstens in der Einbildung, es wäre so. Treue, Vertrauen, Liebe, Gefolgschaft, alle jene großen allein-fruchtbaren, aufbauenden Eigenschaften des Menschentums fanden in dem Wirtschaftsleben keinen Raum; und das ganz in mechanischen Vorstellungen von Mehrheiten und Geldsummen aufgehende 19. Jahrhundert meinte, das sei nun leider einmal nicht zu ändern. Es ist aber doch zu ändern. Die Zusammenschlüsse der Menschen in Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind mechanisch und infolgedessen hart, roh und unfruchtbar. Die Zusammenschließung in Gruppen aber, innerhalb deren jeder an seiner Stelle steht, wäre organisch und würde einen ganz anderen Menschenschlag hervorbringen.

Der bekannte Volkswirtschaftler Professor Edgar Jaffé hat soeben bei Hirzel ein kurzes Schriftchen über die deutsche Arbeiterschaft nach dem Krieg erscheinen lassen, worin er in seiner knappen, klaren Weise einen neuen Aufbau der Gesellschaft darstellt. Neben den kaufmännischen und den technischen Leiter einer Fabrik soll ein Leiter der Arbeit treten, der von den Arbeitern selbst gewählt ist und an allen Beratungen des Unternehmens mit gleicher Stimme teilzunehmen hat. Man sieht hier schon den Unterschied von der mechanischen Mehrheitsforderung: nicht die Masse der Arbeiter soll die Minderheit der Unternehmer und Techniker erdrücken, sondern die Arbeit als solche soll dem Unternehmertum und dem Technikertum an sich gleichwertig sein, gleichgiltig, wieviel Hände, eine rein mechanische Nebensache, zu dem Werden der Arbeit beitragen. In dem Augenblick aber, wo die Arbeiter durch ihren Vertrauensmann mitzuberaten haben, hört die Arbeit plötzlich auf, etwas Mechanisches zu sein. Mag sie schwer und im einzelnen eintönig bleiben, sie wird geadelt dadurch, daß sie treuer Diener für das Ganze wird, daß sie von dem Vertrauen beseelt ist, nicht länger Ausbeutung zugunsten eines herrlich und in Freuden lebenden Unternehmers zu sein. Die Gruppe wird nicht länger aus zwei feindlichen Parteien bestehen, von denen die eine möglichst wenig arbeiten will für möglichst hohen Lohn, während die andere möglichst viel Arbeit haben will für möglichst wenig Lohn, sondern sie wird ein lebendiges Ganzes bilden. Oberhalb der verschiedenen Gruppen aber soll sich nach Jaffés Vorschlag ein großes Parlament der Arbeit erheben, welches die allen Gruppen gemeinsamen Fragen reichsgesetzlich zu lösen hat. Dieses Parlament soll außerdem den Vorteil bringen, die politischen Parlamente von wirtschaftlichen Fragen zu entlasten, so daß auch die Politik nicht länger der Spielball von rein wirtschaftlichen und Klassenbestrebungen sein wird, sondern in einem gemeinsamen nationalen Geist entschieden werden kann.

Der mechanistische Irrtum der Arbeiter und ihrer Führer war bisher, daß alles gewonnen sei, wenn bei geringer Arbeitsstundenzahl und hohem Arbeitslohn der Arbeiter ein menschenwürdiges Leben führen könne. Das ist eine vollkommen materialistische Lebensauffassung. Auch bei Erreichung dieser Ziele war das Leben des Arbeiters noch immer beklagenswert und keineswegs menschenwürdig. Eine jahrzehntelange, stumpfe, wenn auch kurze Arbeitszeit ohne jede Teilnahme an dem Erfolg des Werkes, eine lange Erholungszeit, ohne jede Beziehung zu dem eigentlichen Lebensmittelpunkt, wie kann man das ein menschenwürdiges Dasein nennen! Natürlich soll die Arbeitszeit nicht über die Kräfte des Einzelnen gehen, und er soll ordentlich bezahlt werden, aber dies sind Nebendinge. Wer eine Beziehung zu seiner Arbeit hat, für den spielt erfahrungsgemäß die Zahl der Arbeitsstunden keine so erhebliche Rolle. Zehn Stunden seelenloser Zwangsarbeit sind freilich furchtbar, aber zehn Stunden harten Dienstes, dessen Sinn erkannt wird, sind zeitweise durchaus erträglich.

Gegen die verkürzte Arbeitszeit wurde häufig das Bedenken erhoben, daß der Arbeiter mit dieser Zeit nicht viel anfangen könne, vielleicht sie sogar zu schlechten Dingen mißbrauche. Darauf erwiderten wieder die Verfechter der kurzen Arbeitszeit, der Arbeiter müsse so weit gebildet werden, daß er jene Stunden fruchtbar verwerten könne. Einwand wie Gegeneinwand entstammen den falschen Voraussetzungen einer mechanistischen Zeit, die dem ohne Beziehung zum Wert Arbeitenden rein äußerlich eine intellektuelle oder ästhetische Bildung auflegen wollten, zu der er auch keine Beziehung hatte und die erfahrungsgemäß in ihm nicht Wurzel schlug. Daß man den Arbeitern hübsche Häuschen baute und die Möglichkeit schuf, billig anmutigen Hausrat zu erwerben, ist ganz gewiß zu loben, aber irgend etwas wesentliches ist damit nicht getan. Immer und immer wieder klagt man darüber, daß dieselben Leute, nachdem sie eine Zeit lang in den anmutigen Wohnungen gelebt, wenn sie neue Einkäufe vornehmen, in genau die alten Geschmacklosigkeiten zurückverfallen, und daß trotz den gut besetzten Volksvorstellungen in ernsten Teatern und trotz den beliebten Volkskonzerten die Kinos immer noch viel beliebter sind, denn jene Volksveranstaltungen werden im wesentlichen nicht von denen besucht, für die sie eigentlich bestimmt sind, sondern von dem kleinen Bürgertum, das als Klasse sich nicht proletarisch fühlt, sondern wenn auch herabgedrückt, so doch durchaus zusammengehörig mit der Ueberlieferung der deutschen Kultur. Schönheit kann in das Leben der Massen nur kommen, wenn das Leben der Massen selbst von seinem hoffnungslosen Mechanismus befreit wird, der einzelne vielmehr sich organisch in den Betrieb eingewurzelt fühlt, in dem er arbeitet. Dann wird er nicht als ein abgestumpfter, verdrossener Mensch in den Erholungsstunden die Aufpeitschung seines Seelenlebens durch rohe Reize verlangen, sondern aus der einfachen Schlichtheit eines Lebens, das auf Treue und Hingebung beruht, wird er ganz von selbst den Weg zu den Gütern einer höheren Kultur finden. Solange man freilich glaubt, daß irgendeine Form des Wahlrechts oder sozialer Gesetze die Persönlichkeit des Handarbeiters befreit, solange werden keine Mittel fruchten. Im Augenblick aber, wo er in einem Organismus Wurzel schlägt, wird ganz von selbst ein persönliches Leben mit persönlichen Wünschen und Bedürfnissen in ihm entstehen, die jeder Mitmensch brüderlich anerkennen muß. Nicht mehr zum Widerstreit reizende Theorien, sondern aus tiefem Menschentum geborene Sehnsucht wird dann die Arbeiterschicht beseelen. Die beste Vorbereitung zu alledem ist dieser Krieg, sowohl der Dienst, den die einzelnen im Felde tun, als das, was sich hinter den Fronten Umwälzendes im Wirtschaftsleben vollzogen hat. Wir brauchen blos den Geist der Neugruppierungen zu erhalten; die zu ihrer Ausführung fähigen Menschenseelen werden nach dem Frieden in hinreichender Anzahl zurückfluten. Es handelt sich nur darum, ihre Sehnsucht nicht wieder an der Gefängnismauer eines mechanistischen Wirtschaftslebens zurückprallen zu lassen.

Der Raubbau, den wir vor dem Krieg mit Seelengut getrieben haben, wird sich ohnehin kaum ein Menschenalter mehr fortsetzen lassen. Wenn es heute auch in den ödesten Betrieben noch immer bei vielen Menschen Treue und Anständigkeit gibt, so ist das nur dadurch zu erklären, daß diese Menschen aus ehrenhaften Familien von alter Zucht stammen. Falls aber diese Erbschaft durch das Leben des einzelnen nicht zum mindesten erhalten, wenn nicht vermehrt wird, so wird sie an das nächste Geschlecht in immer geringerem Maße übertragen. Der Mensch, dessen Pflichten nicht mehr auf Treue und Hingebung, sondern lediglich auf einem eigennützigen Vertrag beruhen, den er kündigt, wann es ihm Spaß macht, dieser Mensch vermehrt in sich jene Erbschaft an Gemütswerten nicht; und wählt er als Lebensgefährtin eine Kollegin aus dem benachbarten „Rayon", so mögen diese beiden Menschen noch recht anständig sein, aber ihre Kinder werden schon bedeutend weniger durch Gemütsverpflichtungen sich gebunden fühlen als die Eltern, und immer mehr jener Sittlichkeit verfallen, die alles für erlaubt hält, was sich noch an der Grenze der Strafgesetze hält. Wir sehen schon jetzt, wie immer größere Summen im Geschäftsleben für Abfeher ausgegeben werden; schließlich müssen wir dahin kommen, daß die eine Hälfte der Menschen dafür bezahlt wird, die Arbeit der anderen Hälfte zu beaufsichtigen, die verdrossen getan wird, ohne jede Beziehung zum Werk.

Der erschreckende Mangel an Persönlichkeiten auf allen Gebieten kann nicht länger verborgen bleiben. Unsere großen Männer sind vorwiegend große Einseitige, die irgendein Fach auf Kosten der Persönlichkeit zu nie geschauter Höhe entwickelt haben: sachliche unpersönliche Menschen, die von den einfachsten Dingen nichts verstehen, wenn sie nicht in ihr Fach schlagen, mögen sie nun Unternehmer, Forscher oder Künstler sein. Aber nicht nur bei den Großen gilt dies, auch bei den Mittleren und Kleinen, denn ein gewisses persönliches Leben sollte doch jeder Mensch führen. Der Fachmensch aber tut genau das Gegenteil: an Stelle des Persönlichen ist das Sachliche getreten. Am meisten leidet darunter die Familie und vor allem die Frau. Womit die Frau ganz und gar nichts anfangen kann, ist Fachmenschentum. Das einzige, worauf die Frau Wert legt, ist Persönliches. Sie selbst wird darum oft unsachlich genannt. Ihre Unsachlichkeit aber ist ihr gutes Recht und für das Zusammenleben der Menschen ein Glück. Ihre Aufgabe war es bisher, den zur Versachlichung neigenden Mann immer wieder durch ihren lebendigen Einfluß zu verpersönlichen. Heute aber ist ihr das zu schwer gemacht worden, und gar manche hat es aufgegeben und versachlicht sich selbst zum Fachmenschentum. Der Fachmensch ist seelenblind, und darum — dies ist in feinem Sinn gesagt — versteht er auch nichts von den Frauen. Das ist ein anderes Fach. Die Frau aber will verstanden werden, wenn man sie persönlich nimmt. Der mechanisierte Fachmensch aber nimmt sie, auch die eigene Frau, unter dem Trugbild einer „Persönlichkeit", nur als eine Sache oder Maschine, die zu bestimmten Zwecken da ist, als Mitarbeiterin, Sekretärin, Haushälterin, Kindererzieherin, Krankenpflegerin. Die Seele der Frau überläßt er Psychologen und Künstlern, d. h. Kollegen von einer anderen Fakultät, und wir hatten in der letzten Zeit vor dem Kriege tatsächlich schon eine ganze stattliche Anzahl solcher Frauenfachleute, die sich damit beschäftigten, die Seelen unverstandener Frauen zu enträtseln. Da stand denn der in anderen Fächern tüchtige Gatte nur gar zu oft vor unlösbaren Aufgaben.

Das Fachmenschentum ist jeden Erlebens unfähig, es kennt nur ein lebenabtötendes Streben. Natürlich erkennt der Fachmensch grundsätzlich die Berechtigung anderer Fachmenschen an. Da er aber infolge seiner Blindheit für alles, was nicht sein Fach ist, andere Fächer nicht miterleben kann, fragt er nach Beweisen, Kriterien für deren Berechtigung. Der Techniker will „wissen", warum ein Kunstwerk schön ist, anstatt es selbst zu fühlen. Der Literat legt Kriterien seiner intellektuellen Weltanschauung an, an denen er die Taten anderer Menschen „mißt", anstatt deren Wert selbst zu empfinden. Alle gehen dem Leben, dem Lieben, dem für gut und böse halten, kurz, dem persönlich Seelischen aus dem Weg, belauern es nur von ferne und suchen, statt sein Wesen zu erleben, skeptische Nachweise, Kriterien, Impressionen, Beziehungen. Für Persönlichkeiten aber gelten diejenigen, die möglichst viele Beziehungen kennen und aufweisen können oder gewandt auszunützen verstehen. Die gesicherte Individualität aber, die nicht zehn Philosophien kennt, sondern einen Glauben hat, die nicht tausend Beziehungen weiß und benutzt, sondern in zwei oder drei mit ganzem Gemüte lebt, diese wahrhafte Individualität, die klein oder groß sein kann, geht unter in mechanischem Getriebe, sobald sie nicht Platz in einem Organismus findet.

Das Deutsche Theater in Kristiania.

Aus der Hauptstadt Norwegens schreibt man dem „Berliner Tageblatt": Das Gastspiel des Deutschen Theaters in Kristiania begann mit des Schweden August Strindberg „Totentanz", und der erste Abend auf der Bühne des Nationaltheaters bedeutete den schönsten Sieg für die deutsche Kunst im Norden. Sie feierte in dem Werke Strindberg's unter Max Reinhardt's Leitung mit Paul Wegener und Rosa Bertens höchste Triumphe. Das Haus war ausverkauft und bot den Anblick einer Festvorstellung. Die Elite Kristianias war erschienen: Außenminister Ihlen, Universitätsrektor Morgenstierne, Edvard Munch, der deutsche Gesandte Graf Oberndorff, Prinz Wied, Niels Kjaer und viele andere; die Spitzen der Industrie, des Handels, der Reedekreise, endlich die Offiziere und die schönen Frauen Kristianias füllten Parkett und alle Ränge. Der Beifall stieg von Akt zu Akt. Nach dem letzten Fallen des Vorhanges mußte Reinhardt mit Wegener und Rosa Bertens immer wieder erscheinen. Freitag folgt „Minna von Barnhelm", Sonnabend „Jedermann". Schon heute ist Reinhardt aber Sieger hier oben im kühlen Norden.

Von anderer Seite wird gemeldet: Reinhardt's erste Vorstellung im Nationaltheater war ein gewaltiger Erfolg, vielleicht der bemerkbarste, den Kristiania je gesehen hat. „Jedermann" sollte gespielt werden, aber Paul Hartmann war erkrankt. So wurde rasch Strindberg's „Totentanz" für den ersten Abend eingerichtet und die düstere Dichtung des großen Schweden wirkte tief. Der Beifall war stürmisch, die Hervorrufe waren kaum zu zählen. Das norwegische Publikum, das mit Reinhardt's Namen völlig andere Vorstellungen verband, war offensichtlich überrascht von der meisterlichen innerlichen Darstellung des Strindbergdramas. Paul Wegener und Rosa Bertens, und vor allem Reinhardt selbst mußten nach jedem Auftritt, besonders am Schluß immer wieder erscheinen. Sigurd Ibsen war aufs Tiefste von der Vorstellung erfüllt. Sie sei einer der stärksten Eindrücke seines Lebens gewesen. Norwegens hervorragendster Theaterkritiker Nils Kjaer äußerte am Schluß, niemals im norwegischen Nationaltheater einen so großen und so verdienten Erfolg erlebt zu haben, der um so bemerkenswerter sei, als er mit einem so herben, schwer zugänglichen, bisher nicht aufgeführten Stück und zudem in deutscher Sprache errungen sei. Im Anschluß an die Vorstellung gab der kaiserliche Gesandte Graf v. Oberndorff zu Ehren Reinhardt's einen glänzenden Empfang, an dem der Minister des Aeußeren mit Gemahlin, Staatsminister Sigurd Ibsen mit Gemahlin (der Tochter Björnson's), der Hofmarschall des Königs, der Rektor der Universität, die Chefredakteure der großen Blätter, zahlreiche Vertreter von Kunst und Wissenschaft, sowie die Mitglieder der deutschen Kolonie teilnahmen.

— Aus Klosters wird berichtet, daß auf der dortigen Sprungschanze Waßescha (Arosa) zwei Sprünge von 58 und 60 Metern erzielte, wobei freilich der Springer trotz prachtvoller Haltung zu Fall kam. Den weitesten gestandenen Sprung erreichte bei dieser Veranstaltung Albert Geromini aus Davos mit 51 Metern.

Die englische Volkswirtschaft und die Frachtraumnot.

Aus Berlin wird geschrieben:

Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß die englische Volkswirtschaft nicht nur in einzelnen Teilen, sondern auch als Ganzes von den hohen Frachtraten und dem mangelnden Schiffsraum aufs stärkste getroffen worden ist, so kann man nur auf die kürzlich erschienene wirtschaftliche Jahresübersicht für 1915 verweisen, die der Economist vom 19. Februar 1916 herausgegeben hat. In dieser umfangreichen Uebersicht, die alle Zweige des wirtschaftlichen Lebens Großbritanniens einer Betrachtung unterwirft, gibt es kaum einen einzigen Sonderbericht, in dem nicht die Frachtraumnot und die daraus entstehende Sorge des betreffenden Erwerbszweiges eine besondere Betonung findet.

Die Einwirkung der hohen Frachten auf die englischen Getreide-, Mehl- und Brotpreise ist bekannt. Bemerkenswert aber ist, daß der Economist mit besonderem Nachdruck die Feststellung eines englischen Fachblattes abdruckt, welches schreibt: „Wir sind in der außerordentlichen Lage, fast den doppelten Preis für Mehl zu bezahlen wie vor Kriegsausbruch. So hoch die Frachten sind, sie können nicht allein für diese Steigerung verantwortlich gemacht werden. Es muß vielmehr noch die absolute Knappheit an Schiffsraum mit hinzugerechnet werden . . ." Diese Bemerkung zeigt, daß die Steigerung der Weizenpreise und Brotpreise in England nicht nur das Ergebnis des höheren Frachten-Zuschlages ist, sondern daß infolge des mangelnden Frachtraums eine tatsächliche Knappheit an Vorräten herrscht, welche den Preis noch weit über denjenigen hinaustreibt, welcher aus der bloßen Feststellung von Weltmarkt-Preis und Fracht rechnerisch sich ergeben würde.

Von anderen bemerkenswerten Einwirkungen des Frachtraum-Problems fällt die Verteuerung der Teepreise auf. Das starke Anziehen dieser Preise zu Ende 1915 wird von den Fachleuten mit der „Unsicherheit erklärt, welche auf die Knappheit an Frachtraum zurückzuführen ist und darauf, daß die Ausfuhr von Kalkutta viel geringer ist als man erwartet hatte." Ueber die Salpeterausfuhr von Chile heißt es, daß „es geradezu unmöglich ist, Frachtraum zu erhalten und daß man fürchten muß, daß die Verschiffungen von Chile in beträchtlicher Weise unterbunden werden, wenn nicht eine radikale Aenderung eintritt." Ueber den Holzmarkt schreibt eine Firma in ihrem Bericht: „Einen bedauerlichen Gegensatz, der auf den Krieg zurückzuführen ist, zeigt die Statistik der letzten Jahre: während die Einfuhrmenge die kleinste seit zwanzig Jahren ist, hat der Wert derselben den höchsten Rekord erreicht. Das unerhörte Steigen des Wertes ist in erster Linie, wenn auch nicht ausschließlich, auf die erhöhten Frachten zurückzuführen." Auch der Rückgang der Einfuhr von Esparto, einem wichtigen Rohstoff der Papierindustrie, von rund 200,000 Tonnen in Friedenszeiten auf 60,000 Tonnen im letzten Jahre wird in erster Linie auf die Höhe der Frachtraten und die Verzögerung des Seeverkehrs zurückgeführt. Ueber die Woll- und Kammgarnindustrie heißt es: „Der Mangel an Transportmöglichkeiten und die hohen Frachtraten haben den Handel mit neutralen und befreundeten Ländern gestört; so hat eine markante Abnahme der Ausfuhr unseres Distriktes nach China, Japan, den Vereinigten Staaten, Süd-Amerika und Britisch-Ostindien stattgefunden." Diese Beispiele könnte man noch vermehren.

Das wichtigste aber und zwar ganz besonders für uns bleibt zunächst der Einfluß der Frachtraumkalamität auf die englischen Ernährungsfragen und hier wieder auf die Frage der Getreide- und Mehlversorgung. Hier ist nun festzustellen, daß gerade in den letzten Tagen der englische Mehlpreis wieder eine Erhöhung erfahren hat. Er ist nämlich auf 55 Schilling für den englischen Sack gestiegen. Für beste Qualitäten kommt noch ein Zuschlag von 3 bis 4 Schilling hinzu. Der Preis von 55 Schilling für den englischen Sack würde einem deutschen Preise von etwa 44,30 Mark für den Doppelzentner gleichkommen. Am 1. Januar 1914 hatte der englische Mehlpreis 28 Schilling für den Sack betragen. Gegenüber dessen jetzigem Stande ist festzustellen, daß der heutige Weizenmehlpreis für Berlin 36,75 Mark, der Roggenmehlpreis 33,50 Mark für den Doppelzentner beträgt. Der Weizenpreis in England stieg für Manitoba-Weizen Nr. 1 in London am 22. Februar 1916 bis auf 74 Schilling 9 Pence für den Quarter. Dies ist der höchste Stand, den amerikanischer Weizen in England während des Krieges erreicht hat. Er übertrifft noch den Preis, der im Mai 1915 mit 73 Schilling für den Quarter erreicht wurde, als die Panik über den U-Boot Krieg in England am höchsten war. Man kann sich daher vorstellen, welche Entwicklung die Preisbildung in England nehmen könnte, wenn eine derartige Panik wieder einsetzen würde. Der oben genannte Preis von 74 Schilling 9 Pence entspricht ungefähr einem Preise von 365 Mark die Tonne Weizen; unser Weizen-Höchstpreis beträgt zurzeit 277 Mark für Berlin und wird am 1. April auf 260 Mark ermäßigt werden, während der Roggenpreis 237 Mark beträgt und am 1. April auf 220 Mark ermäßigt werden wird. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß im Augenblick eine Knappheit an Getreidevorräten in England herrscht. Das maßgebende englische Fachblatt des Getreidehandels schrieb unlängst: „Die Weizenreserve in unseren Häfen ist niedrig geblieben und diejenigen, welche mit der Aufrechterhaltung unserer Vorräte vertraut sind, werden jetzt wirklich nervös. Die Lage ist kritisch, und die Pläne der Regierung scheinen nicht imstande zu sein, mit dieser Lage in befriedigender Weise fertig zu werden." Das Eingreifen der Regierung in dieser Angelegenheit, über welchem freilich noch ein völliges Dunkel schwebt, ist kaum geeignet, die Getreideversorgung Englands zu fördern. Es hat im Gegenteil, wie der Economist vom 19. Februar berichtet, auf Grund der Unsicherheit ein Stillstand im Getreidehandel stattgefunden, der der Einfuhr ungünstig ist. Was dies bedeutet, kann man sich an Hand der auf ziffernmäßiger Grundlage aufgebauten Schlußfolgerungen eines Berliner Blattes vom 29. Februar vergegenwärtigen, wenn es dort heißt: „Die jetzigen Vorräte in den Häfen reichen nur für ganz kurze Zeit aus, um den englischen Bedarf zu decken. Die englische Regierung befindet sich daher in großer Sorge wegen der Auffüllung der Läger und der Heranschaffung der fehlenden Menge. Denn es ist klar, daß wenn demnächst die Getreidezufuhren ernstlich gefährdet werden, die Brotpreise in England eine nie dagewesene Höhe erreichen können." Die Bedeutung der hohen Brotpreise für den englischen Konsumenten wird aber noch außerdem dadurch verschärft, daß die englische Regierung sich veranlaßt gesehen hat, zur Erleichterung des Frachtenmarktes die Einfuhr bestimmter Waren und auch Nahrungsmittel zu verbieten. Hierzu gehören unter anderem die für den englischen Konsum so wichtigen Bananen und Zwiebeln. Die letzteren ergänzen wesentlich die Ernährung der englischen Bergarbeiter. Von den Bananen aber hat Sir William Crookes vor nicht zu langer Zeit erklärt, „daß er auf sie als Aushilfsmittel bei einer Knappheit der Weizenversorgung rechne." Daß die englische Regierung sich genötigt sieht, aus Rücksicht auf die Frachtraumfrage diese wichtigen Surrogate für den Brotverbrauch dem englischen Volke zu sperren, ist charakteristisch für die ganze augenblickliche Situation der englischen Volksernährung. Man wird nach allen diesen Richtungen hin mit Spannung die Entwicklung der Dinge in der allernächsten Zeit zu verfolgen haben.

Die Wirkung des deutschen Seekrieges auf England.

Haag, den 2. März.

Kapitäne von englischen Handelsdampfern, die in den letzten Tagen in Rotterdam eingelaufen sind, berichteten, daß eine unglaublich große Anzahl, offenbar von Unterseebooten gelegter Minen in englischen Gewässern bemerkt wurden, wodurch die Schiffahrt, namentlich des Nachts, außerordentlich gefährdet wurde. Diese Minen seien wegen ihrer furchtbaren Sprengkraft augenscheinlich neuer Konstruktion. Dies geht auch aus allen Erzählungen hervor, die die Fahrgäste des auf eine Mine gelaufenen Dampfers Maloja in englischen Blättern veröffentlichen. Die Explosion der Mine sei einem berstenden Vulkan gleich gewesen. Eine 150 Meter hohe, starke Wassersäule sei in die Luft geschleudert und die ganze Schiffswand neben dem Salon auf einmal eingedrückt worden, so daß das Wasser im Augenblick in breiten Strömen in alle Räume des Schiffes drang. Kennzeichnend ist auch unsere gestrige Meldung über die Steigerung der Risikoprämien für bewaffnete Schiffe, obwohl die englischen Blätter nur sehr spärliche und ungenaue Informationen über Risikoprämien veröffentlichen.

Der Daily Telegraph meldet jetzt: Die Woche hat schlecht für die Versicherungsgesellschaften angefangen, obgleich der Hauptverlust, nämlich der Untergang des Maloja, den Markt nicht allzu sehr trifft, da derselbe hauptsächlich von dem Government War Risk Office getragen wird. (Daraus ist wohl zu schließen, daß der Maloja ein Hilfskreuzer war.) Die schweren Verluste der letzten Zeit haben die Versicherungsgesellschaften gezwungen, die Risikoraten stellenweise bis auf 80 Schilling für 100 zu erhöhen. Eine Versicherungsprämie von 80 Prozent ist aber ein so ungeheurer Satz, daß dadurch die Lebensmittelpreise ganz erheblich in die Höhe getrieben werden müssen.

Die Times teilen ferner mit, daß die Kohlenfrachten nach italienischen Häfen, besonders nach Genua, erneut um 5 Schilling auf 90 Schilling für die Tonne gestiegen sind.

Daß im übrigen den Engländern immer mehr das Verständnis dafür aufgeht, daß die Weltstellung der englischen Schiffahrt in ernster Weise bedroht ist, geht aus einer Rede hervor, die der englische Reeder Sir Runciman, der Vater des Handelsministers, auf der gestrigen Jahresversammlung der Moor-Schiffahrtsgesellschaft in Newcastle gehalten hat. Er wandte sich gegen die Vorwürfe, die unrechtmäßig von verschiedenen Seiten gegen die englischen Reedereien erhoben würden. Es sollte den Beteiligten bekannt sein, sagte er, daß die neutralen Reedereien (wegen der zurzeit größeren Sicherheit ihrer Schiffe) höhere Frachtpreise erzielen als englische Reedereien. Mit Ausnahme der dänischen, die 20 Prozent von ihren Frachteinnahmen an den Staat abliefern müssen, bleiben sie in vollem Besitz ihres Gewinnes, während die englischen Reedereien eine Einkommensteuer von 3 Sh. 6 d für das Pfund Sterling und außerdem noch eine besondere Kriegsgewinnsteuer von 50 Prozent bezahlen müssen, die aber in Wirklichkeit fast 67 Prozent beträgt. Auch sei zu berücksichtigen, daß die britischen Reeder 60 bis 70 Prozent ihrer Schiffe der Regierung zu Requisitionstarifen zur Verfügung stellen müssen und ferner noch Regierungsaufträge ausführen müssen, für die ein Frachtsatz bezahlt wird, der 30 bis 40 Prozent unter den im Privatverkehr üblichen Sätzen bleibt. Amerika, Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark hätten auf diese Weise riesige Vermögen angesammelt und würden dadurch imstande sein, neue Schiffe in großer Zahl zu kaufen und zu bauen. Sie würden auch in der Lage sein, höhere Preise für Schiffe anzulegen, ferner für die nächsten zehn Jahre oder noch länger Kapital genug haben, um eine stark vermehrte Anzahl von Frachtdampfern in den Verkehr zu bringen, wodurch der englischen Schiffahrt eine große Konkurrenz erwachse. Dies kann,